

Wolfgang Klein

Einleitung

Da macht ein Hauch mich von Verfall
erzittern.

Trakl

Der heilige Augustinus schreibt im achzehnten Kapitel des ersten Buches seiner „Bekenntnisse“: „Siehe, o Herr, in all Deiner Langmut, wie peinlich die Menschenkinder auf die Gesetze der Sprache und die Regeln der Buchstaben, die ihnen von andern übermittelt wurden, bedacht sind, während sie der von Dir empfangenen dauernden Unterpfänder des ewigen Heils vergessen. Wenn also einer... das Wort ‚Mensch‘ falsch ausspricht, so erregt er bei den Menschen mehr Anstoß, als wenn er gegen Dein Gebot seinen Mitmenschen, der doch sein Bruder ist, haßt.“

Dies ist in der Tat merkwürdig; was könnte belangloser sein, als ob ich schreibe „Mensch“ oder „Mänsch“, als ob ich sage „frug“ oder „fragte“. Aber wir sind geneigt, der Einhaltung solcher Regeln außerordentliches Gewicht beizumessen. Es ist reputierlicher, einen Unsinn in korrekter Form zu schreiben, als etwas Falsches mit Rechtschreibfehlern und Krammatikschnitzern. Es hilft wenig, sich dies bewußt zu machen. Neuerdings hört man immer häufiger, daß nach der Konjunktion „weil“ keine Nebensatzreihenfolge eingehalten wird; man sagt: „weil Peter kann erst gegen Abend kommen“. Vom Standpunkt des Sprachwissenschaftlers ist dies eine außerordentlich interessante Entwicklung. Die Entstehung der heute geltenden Wortstellungsmuster in Haupt- und Nebensatz ist ein langwieriger, sehr verwickelter und nicht völlig geklärter Prozeß, und was könnte interessanter sein, als eine solche Entwicklung, die sich sonst nur unvollkommen in den historischen Zeugnissen widerspiegelt, *in vivo* zu beobachten. Trotzdem schneidet's mir ins Herz. Es ist eine Veränderung, eine interessante, eine, die niemandem schadet, aber sie soll nicht sein - sie ist eine Veränderung, eine Veränderung zum Schlechteren: dies jedenfalls ist die erste, spontane Reaktion. Sie ist ein Beispiel für den Sprachverfall.

Die Vorstellung vom Sprachverfall ist ein Mythos. Sprachen verändern sich im Lauf der Jahrhunderte - Gott sei Dank, denn dieser Umstand setzt einen großen Teil der Sprachwissenschaftler in Brot. Aus irgendwelchen Gründen sind wir geneigt, diese Veränderungen nicht neutral zu betrachten, sondern sie zu bewerten: in der Vergangenheit oft als Entfaltung und Fortschritt, in der Gegenwart als Entartung und Verfall. Es ist, als sei die Sprache ein lebendiges Wesen, das wächst, blüht und gedeiht, mit einiger Pflege und bei sorgsamer Überwachung in ihrem Stand erhalten wird und schließlich, ständig von Verfall und Siechtum bedroht, allmählich darniedersinkt. Das ist ein seltsames Bild, denn so ein Lebewesen gibt es nicht. Die Sprache, das ist die Art und Weise, wie die Leute reden,

oder wie die Grammatiker meinen, daß die Leute redeten. Aber wir können dieses Bild - einen der Mythen, die unsere Betrachtung der Welt bestimmen - schwer los werden.

Dieses Heft beschäftigt sich mit verschiedenen Aspekten des Sprachverfalls oder dessen, was man dafür hält - mit ebendiesem Mythos im Rahmen anderer sprachlicher Mythen (Klein), mit der Geschichte der Idee, daß die Sprache früher besser war, bei den Grimms und bei Schelling (Ehrismann), mit dem Verfall von Dialekten und Sonderformen und der damit verbundenen Einebnung (Mattheier), mit alten und neuen Auffassungen vom Solözismus (Ehlich), mit der Vorstellung, Sprachenmischung und Codewechsel seien Symptome des Verfalls (Romaine), schließlich mit der Sorge derer, die über den Verfall bekümmert und verwirrt sind, und dem Trost, den die Wissenschaft ihnen geben kann (Brandstetter).